

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Erinnerungen von Prof. Julius Piccard

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

ausagen dargestellt in dem jedenfalls verdienstlichen Kapitel über Nietzsches Migräne, das sich von den Folgerungen seiner Hypothese über die progressive Paralyse Nietzsches noch freihält (Möbius, „Über das Pathologische bei Nietzsche“, 1902, S. 39–50).

Da dafür zu halten war, Beobachtungen des kranken Nietzsches durch einen unbefangenen Laien könnten eine natürliche, unübertriebene Auffassung von Nietzsches Krankheit fördern, bat ich Herrn Prof. Julius Piccard, mir seine aus nächster Nähe empfangenen Eindrücke zu überlassen und gebe nun seine Aufzeichnung um so lieber in der Fassung wieder, in der sie mir überreicht wird, als sich damit für ihren Verfasser unwillkürlich eine Ehrenrettung Overbecks verband.

Nietzsche als Le-
bender

Erinnerungen von Prof. Julius Piccard



Ich bin anfangs 1869 nach Basel berufen worden und Ende desselben Jahres dahin gezogen; ich gehöre somit zu den wenigen noch lebenden ersten Kollegen Nietzsches und Overbecks; dazu wohnte ich die ersten Jahre in drei verschiedenen Wohnungen des Schützengrabens in unmittelbarer Nähe der beiden. Als Chemiker verfolgte ich zwar andere Ziele als der Philologe und der Theologe; doch in mindestens einem Punkte empfanden Nietzsche und ich gegenseitige Sympathie im eigentlichen Sinne des Wortes: wir waren beide leidend. Darum war er in Gesundheitsfragen mit mir weniger zurückhaltend als mit gesunden Freunden, die ihn in dieser Beziehung weniger gut verstehen konnten. Unterm 25. März 1871 schrieb er mir von Lugano: „Lieber und werter Herr Kollege, Sie haben mich durch Ihren Brief wahrhaft überrascht: wie selten habe ich ein so reines Zeichen der Teilnahme erhalten! Der ganze Tag nahm ein freundliches Gesicht an, der mit dem Empfang dieses Briefes begonnen war. Seien Sie überzeugt, daß ich so einen Zug, wie diesen, nie vergessen kann. — Zugleich war es der erste Tag, den ich mit dem trefflichen Heusler zusammen in Lugano verlebte. Durch ihn bin ich wieder über die Baseler Zustände unterrichtet, ja wir bekommen jetzt täglich die Baseler Zeitung hierher. Ich hoffe in der Mitte des nächsten Monats wieder dort einzutreffen und mit Beginn des Mai in die alte berufsmäßige Tätigkeit einzutreten. Daß Sie selbst dieses ganze lange Winterhalbjahr ohne längere Störungen ausgehalten haben, da-

zu in einem, wie mir scheint, nicht ganz ungefährlichen Klima — hat mich sehr gefreut und gibt mir die besten Hoffnungen für die völlige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Der Sommer ist in Basel recht erträglich und warm; ich kann heute das Wort „Wärme“ nicht ohne Sehnsucht schreiben. Denn der schöne See ist ganz mit kaltem dichten Nebel überhängt, und graues Mißvergnügen breitet sich über das Hotel und seine sehr vom Wetter abhängigen Bewohner . . .“

Basels „nicht ganz ungefährliches“ Klima

Der rücksichtsloseste aller Philosophen war als Mensch von einer rührenden Herzensgüte und Feinfühligkeit. Es hieße aber blind sein, nicht einzusehen, daß diese Feinfühligkeit damals schon etwas ins Krankhafte überging. Ungefähr um dieselbe Zeit waren wir beide — die einzigen Fremden — an einem Familienabend beim Rats Herrn Vischer-Bilsfinger eingeladen. Niesche trug am Klavier ein von ihm komponiertes Stück vor, das etwas befremdend ausfiel. Auf dem Heimweg fragte er mich, was man davon gehalten. Ich antwortete verbindlich, fragte jedoch nach der Bedeutung eines wiederholten Staccato, das mir und wohl andern etwas eigentümlich erschienen war. „Aber, Piccard! Sie haben nicht verstanden, daß dies die Sterne am Himmel während eines Nachspaziergangs waren?“ und der arme Mann wurde so traurig, daß er mich tief dauerte. Man wird sich eines ähnlichen Vorganges bei Wagner in Klein-Tribtschen erinnern.

Ein anderes Mal, an dem jährlichen Rektoratsbankett, hatte jemand einen Toast auf die Akademische Gesellschaft gebracht und nebenbei bemerkt, daß — da nicht jedermann Fachgelehrter sein könne — es notwendig auch Bildungsphilister geben müsse. Das kurz vorher von Niesche geprägte Schlagwort war vollkommen in seinem Sinne angebracht. Er stand auf und ging. Als ich ihm bald darauf nach Hause folgte, lag er auf dem Ruhebett ganz außer sich; im dunklen Zimmer hatten seine Augen einen unheimlichen Glanz. Als ich ihn beruhigen wollte, starrte er mich an: „Aber Piccard, haben Sie denn nicht gehört, wie sie sich alle über mich lustig gemacht haben?“ Es klang wie ein Anflug von Verfolgungswahn.

Niesches Empfindlichkeit

Etwas später, als er zu einem Aufenthalt in Montreux dorthin verreiste, empfahl ich ihm sehr, von dort aus einen Abstecher nach Lausanne zu machen und namentlich die Kathedrale zu besichtigen. Er versprach es mir und hielt sein Versprechen, aber wie? Aus seiner Beschreibung habe ich den Weg wieder

„Man hätte mich
ausgelacht!“

konstruiert, den er in etwa zwei Stunden gemacht: vom Bahnhof ging er östlich um die Stadt herum, am Zuchthaus vorbei nach dem Dorf Chailly, und kehrte immer irrend, über die Vuachère schließlich nach dem Bahnhof zurück, knapp zur Abfahrt seines Zuges, ohne auch nur eine Spur der eigentlichen Stadt, geschweige denn die Kathedrale gesehen zu haben. „Aber warum haben Sie niemanden nach dem Weg gefragt?“ Kindlich beschämt erwiderte er mir: „Wissen Sie, Piccard, man hätte mich ausgelacht!“ Dieselbe übergroße Sensibilität, die sich mit der Zeit nur gesteigert hat!

Zum letztenmal, im Frühjahr 1883, nachdem er Basel längst verlassen, besuchte ich ihn mit meiner Frau in Genua. Er war immer der gute, liebenswürdige, treuherzige Mensch von ehedem, aber noch leidender. Er saß einsam in einem leeren Zimmer, in dessen Mitte sein Koffer aufgeschlagen lag. Seine letzte Reise nach Sizilien sei jämmerlich gewesen, klagte er traurig und resigniert; gegenwärtig lege er sein jährliches Ei, damit meinte er ein Buch; aber, fügte er noch trauriger hinzu: „Sie werden es totsichweigen“, unter dem schmerzlich ausgestoßenen sie meinte er offenbar seine Feinde. Große Bewunderung und tiefes Mitleid empfand ich für den mutigen Kämpfer und das unglückliche Opfer einer Idee.

Eigentliche Feinde hatte er keine, der gute arme Nietzsche; freilich Freunde hatte er bald keine mehr, er, der so viele gehabt hatte. Die treuesten hatte er nach und nach, wie J. J. Rousseau, durch seine Sonderlichkeiten abgestoßen, zuletzt Rohde, sogar Fräulein von Meysenbug.

Nicht doch, einer war ihm trotz allem treu geblieben, der nach dem traurigen Zusammenbruch sofort nach Turin eilte, um zu retten, was noch zu retten war; einer, der während der qual- und jammervollen Reise nach Basel nicht eine Minute von seiner Seite wich und alles Menschenmögliche leistete.

„Der treue Overbeck!“

Und dieser eine? das ist gerade derjenige, gegen welchen die Pfeile der Neu-Nietzscheaner sich richten, heute wo beide Freunde im Tode vereint sind. Das ist der treue Overbeck, der mit schwarzem Andank belohnt wird. Hätte das Nietzsche erlebt, der durch seine Herzensgüte, durch sein kindliches Gemüt, durch seine absolute Wahrheitsliebe wahrhaft groß war, so wäre es ihm, der so viele Enttäuschungen erlebte, die schmerzlichste aller Enttäuschungen gewesen.

Auch wer nicht in der Lage ist, Nießsches Lebenswerk sachliche Sympathie entgegenzubringen, muß aus rein menschlicher Ehrenhaftigkeit bekennen: der Kampf, den er focht, war heldenmütig. Das Gehirn ist am Zerspringen, die Schläfe pocht heiß und heftig, er wankt und schwankt; aber er richtet sich wieder auf, um einen neuen Gedanken zu verfolgen, bis er ihn gefaßt, geknetet und geknechtet in eine Form gepreßt, die so schön ist als der Gedanke selbst. Er schreit vor Lust und Schmerz, er leidet wie ein Märtyrer, der auf dem Scheiterhaufen die Flamme immer höher lodern sieht, bis sie ihn erreicht. Er empfindet himmlisches Glück und Höllenqual zugleich. Er geht hoffnungslos und doch willig in den Tod für eine Idee, von der er selbst zweifelt, ob sie ihn und seine Mitmenschen erlösen kann. Es ist von ergreifender Tragik.



Die Krankheit hat Nießsche gehindert — ist die begreifliche Folgerung aller Fernstehenden. Jedoch ist gewissermaßen das Gegenteil wahr. In diesem Punkte waren die Freunde unter sich einig. Die Krankheit hat Nießsche als Denker wohl gelähmt, aber auch aufgestachelt und angefeuert. Peter Gast, der von jetzt ab als weiterer Gewährsmann hinzutritt, hat dies in bemerkenswerter Weise ausgesprochen (Vorrede zur 2. Auflage von „Menschliches Allzumenschliches“ 1894 S. XI): „Sein Grundwille drängte zu unausgesetztem Wachstum, zur Höherentwicklung und Machtausbreitung: — die Verhältnisse aber, in die sich Nießsche aus anerzogener Selbstverkennung begeben hatte, sein Amt, seine Philologie, seine Herold-Stellung zu Schopenhauer und Wagner, waren Hemmungen seines Wachstums. Auf die Dauer wäre dieser Zustand unhaltbar gewesen. Es mußte zur Entscheidung kommen, wer unterliegen sollte: ob der Weltenrichter in Nießsche, oder der Dienende in ihm. Hier übernahm nun die Natur, was Nießsche damals mit Bewußtsein schwerlich selbst getan haben würde: sie bereitete den Weg zu seiner Befreiung. Das Mittel hiezu war grausam genug: sie machte Nießsche krank und immer kränker. Das Gefühl des Ungenügens, des Sich=unnütz=Vergeudens verdüsterte ihn, ergriff allmählich sein ganzes Nervensystem und rief endlich jene häufig auftretenden Kopfschmerzen hervor, derentwegen er den schon erwähnten Urlaub auf ein Jahr nehmen mußte und derentwegen er schließlich zum Aufgeben seiner Professur (Ostern 1879) sich genötigt

Die Krankheit als
Befreiung

sah. — Wenn Nietzsche den Menschen seines Ranges die Befreiung vom Herkömmlichen, die Loslösung aus falschen Stellungen, kurz den eigenen Weg zu gehen lehrt, so tut er dies als einer, der die tiefsten, um nicht zu sagen die schlimmsten Erfahrungen auf diesem Gebiete hat, — aber auch die erprobtesten Erfahrungen.“ Doch läßt sich Peter Gast zu der Behauptung verleiten, Nietzsche sei im Laufe der Jahre genesen. Dem ist nicht so; Nietzsche ist nicht gesund, sondern doch wohl zunehmend kränker geworden. Das Rätsel ist, daß er manchmal zu gesunden schien.

Nietzsches Vitalität

Nietzsche hat sich in doppelter Hinsicht auf sein Kranksein etwas zugute getan: Nicht nur habe die Krankheit ihm die Augen geöffnet für die Hintergründe des Lebens, sie habe ihm auch seinen Glauben bestärkt an die gesunde Herzwurzel seiner Vitalität. Er selbst beschreibt das unvergleichlich in einem von seiner Schwester mitgeteilten Ausschnitt des *Ecce homo* (Biographie II, 907): „Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz samt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, besaß ich die Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffiniert, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als *Décadence*-Symptom betrachtete, z. B. im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halb- betäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatieren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: ‚Nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös.‘ Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat . . .“

Das Pathologische bei Nietzsche

Nun ist also Nietzsches Krankheit von ärztlicher und sogar spezialistischer Seite zum Gegenstand einer monographischen Behandlung gemacht worden durch Paul Julius Möbius „über das Pathologische bei Nietzsche“ (Wiesbaden 1902 als XVII.

Hefte der Löwenfeld-Kurellaschen Sammlung „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“). Frau Förster-Niehsche hat (Biographie II, 898) diese anscheinend fachmännische Darstellung als einen „jämmerlichen, wahrhaft dilettantischen Versuch“ bezeichnet, der „nichts als Verwirrung gestiftet“ habe; „denn er gründet sich nicht auf die Zeugnisse von Ärzten und Freunden, die meinen Bruder wirklich bis zu diesem traurigen Ereignis gekannt und behandelt haben, sondern auf unbewiesene Hypothesen und auf Nachrichten, die aus einem wahren Morast von Neid, Bosheit und Unwissenheit zu stammen scheinen“. An dieser Kritik ist von vornherein soviel zuzugeben, daß Möbius allerdings nicht streng innerhalb der Grenzen seiner psychiatrischen Fachkenntnisse geblieben ist, sondern sich auf Folgerungen und Schlüsse allgemeiner Art hinauswagte, aus denen eine schwer zu verhehlende, tief gewurzelte Antipathie gegen Niehsche spricht. Overbeck ist an der Möbiusschen Schrift nicht nur als aufmerksamer Leser beteiligt gewesen, sondern auch als angebliche Quelle und zwar in einem Punkte, gegen den besonders nachdrücklich sich sicherzustellen ihm vor allem gelegen sein mußte⁸⁰. Wenn er nun freilich auch nicht in der Lage war, Möbius unbedingten Beifall zu spenden, so konnte ihn doch nichts davon abhalten, die von Möbius dargebotenen Gesichtspunkte einer ärztlichen Betrachtungsweise ernst zu nehmen und die Erinnerung an eigene mannigfache Eindrücke mit dem Maßstabe des Fachmannes zu messen. Im folgenden sind einige Gedanken aus der Möbiusschen Untersuchung herausgegriffen und in das Licht gerückt, in dem sie dem Urteile Overbecks erschienen sind.

Anfangs kommt Möbius (S. 11) auf Niehsches slavische Abkunft zu sprechen und erinnert an Heinrich von Treitschke, dessen Natur in manchen Beziehungen an die Niehsches gemahne, wozu Overbeck aus reiflichster Erfahrung anmerkt: „Weit überwog die Verschiedenheit.“ Wenn Möbius dann (S. 13) Niehsche einen „unglücklichen genialen Menschen“ nennt, so nahm er damit Overbeck das Wort von den Lippen oder sprach ihm vielmehr aus der Seele; hat doch Overbeck selbst die Quintessenz seines Niehscheerlebnisses nicht anders zusammenzufassen gewußt, als daß er Niehsche „einen außerordentlichen, auch im Tragen von Unglück außerordentlichen Menschen“ hieß („Christlichkeit“, Einleitung zur 2. Auflage, Leipzig 1903, S. 13). In dem Brief an Möbius nach Empfang des Buches hebt er, trotz den zu erheben-

Niehsche der unglückliche geniale Mensch

den unmißverständlichen Vorbehalten den „überraschenden Einklang“ zwischen manchem Punkte in Möbius' Auffassungen des Nietzsche'schen Naturells mit seiner eigenen größtenteils auf ganz anderem Wege gewonnenen Freundeserfahrung hervor und fährt dann (14. Juli 1902) fort: „Was ich schon 1879 wußte — in welchem Jahre die ursprünglichen Bedingungen meines intimen Verkehrs mit Nietzsche durch örtliches Auseinandergehen ihr Ende fanden — von Nietzsche's Belastung mit Krankheit nicht nur, sondern auch von den grellen Kontrasten, die seine geistige Konstitution bildeten, machte für mich aus ihm einen sozusagen „unmöglichen“ Menschen, dessen Amlebenbleiben mir nur durch den wahrhaft heldenhaften Kampf verständlich war, den er selbst gegen die Natur zu führen hatte. Er war für mich das „unglückliche Genie“, als das Sie ihn am allgemeinsten charakterisieren zu können meinen, dies nun aber nicht in dem Sinne nur, in dem Abnormität und disharmonische oder ungleichmäßige Entwicklung ursprünglicher Anlagen Genies gemeinhin zum Unglück gereichen, sondern so, daß das Unglück dabei den Charakter einer völligen über das Menschenmaß hinausgehenden Heillosigkeit annimmt, die das Individuum hoffnungslos niederschlägt, und zwar war mir Nietzsche zur bezeichneten Zeit so gegenwärtig, weniger auf Grund eigener Beobachtung des an und mit ihm Erlebten, als vor allem auf Grund der Beleuchtung, die er mit der ihm eigenen Hellichtigkeit über sich auf dieses Erlebte selbst werfen konnte. Denn sprach er selbst von seinen Gaben und Defekten, so konnte es leicht geschehen, daß man in einen Abgrund oder in ein unentwirrbares Labyrinth zu schauen meinte und die Gefahren, die man ohnehin für ihn aus der Maßlosigkeit oder wie Sie auch sagen „Wütigkeit“ seines Naturells besorgt erwachsen sah, vollends desperat erschienen. Das sind Eindrücke, die Sie in mir wieder aufgeregt haben, wenn ich, von Ihnen über die Erscheinungsform der Paralyse, die Nietzsche den Rest gegeben hat, belehrt, nun in Nietzsche vollends vor allem den namenlos unglücklichen Menschen vor mir sehe, dem in einem ihm auferlegten und für ihn ohnehin fast unbestehbaren Kampfe die unentbehrlichen Waffen dafür, die er besaß und auch anzuwenden nicht unterließ, gewaltsam geraubt wurden und dem nun gar nichts übrig blieb, als zu erliegen. Was half alles, was er auf dem Wege zu seinem Ziele schon erlitten hatte, als er paralytisch wurde! Er litt nicht weniger — und wenn die Hypothese der Herkunft seiner Migräne aus

Die „Wütigkeit“
seines Naturells

seiner Paralyse adoptiert wird, noch vielmehr, doch nun auch jeder Aussicht beraubt, zum erstrebten Ziele zu gelangen. Bei dieser Erwägung verwirrt sich mir das Verständnis für die von Ihnen gemachte Unterscheidung einer in Nietzsche selbst begründeten, doch nur fakultativen Annäherung an den Wahnsinn und einer „ego=genen“ Herkunft des über ihn schließlich Herr gewordenen Wahnsinns. Ist diese Unterscheidung auch wirklich streng noch aufrecht zu erhalten, wenn das, was als Gefahr schon von Anfang an dasteht, am Ende unzweideutig eingetroffen ist?“

Des weiteren war Overbeck der Meinung, daß man den gewiß nicht zu leugnenden Hang zur Depression und das Überwiegen der Traurigkeit in Nietzsches Temperament doch nicht so einseitig auffassen dürfe, wie dies bei Möbius (S. 17) der Fall sei. Wie dort von Nietzsches Mangel an Humor die Rede sei, fand Overbeck sehr verständnislos. Man darf Nietzsches Trostlosigkeit und seine Selbstbezeichnung als „profondement triste“ nicht übertreiben. Zuggeben, daß es einen frieren kann, wenn Nietzsche, immer hoch gespannt und feierlich, zur Ausnahme einmal den Prophetenmantel abwirft und heiter sein will. Daß er „wenig“ Humor besessen habe, darf man schon nicht sagen; denn die Quantität war hier wohl nicht so sehr im Spiel als das Unglückliche in der Mischung des Temperaments. „In früheren Jahren war Nietzsche gern gründlich heiter“, erklärt Overbeck, „wie haben wir uns an Mark Twain amüsiert!“ Und wie könnte ein humorloser Mensch sich über seine eigene körperliche Misere mit solcher Überlegenheit hinwegsetzen, wie Nietzsche das (in den von Möbius, S. 42 f. zusammengestellten Äußerungen) unbestreitbar gelang! Zu der Aufzählung von Nietzsches Begabungslücken (bei Möbius, S. 17—21) bestätigt Overbeck gewisse Mängel in Nietzsches sonst so hochentwickeltem Sprachsinn: „Nietzsche hatte in der Tat, was er auch als Stilist gewesen sein mag, auffallend geringes Sprachtalent. Seine Sprechweise war auch ganz und gar nicht durch die Form fesselnd und interessant, höchstens durch den Kontrast der formalen Schlichtheit mit dem Inhalt.“ Overbeck fand es auch richtig, daß Möbius (S. 19) von dem frühreifen verschwiegenen Knaben sprach und in Nietzsche einen Philosophen mit vorwiegend moralistischer Begabung erblickte. Daß aber in den Basler Jahren, als die Kulturphantasien ihm die Hauptsache sind, bei Nietzsche alles auf das Praktische hinausgelaufen sei, kann Overbeck nicht unbedingt bestätigen; wie wäre sonst das Studium Spirs und das Verhältnis

Der Hang zur
Depression

Die Lücken in
seiner Begabung

zu Romundt zu erklären, wenn nicht aus dem ehrlichen Bestreben, auch in der Erkenntnislehre sattelfest zu werden. Die schwächste Seite von Nietzsches Philosophie scheint Overbeck berührt mit dem Möbiusschen Satz (S. 20): „Zu den Philosophen ersten Ranges wird man ihn nicht rechnen können, schon deshalb nicht, weil er meist aus zweiter Hand philosophiert, das heißt die Meinungen anderer bestreitet, statt sich direkt an die Wirklichkeit zu wenden.“ Aber auch Möbius kann nicht umhin anzuerkennen, „daß Nietzsche ein wirklicher Philosoph war, das heißt einer, den die Natur, nicht irgend eine Behörde oder sonst etwas dazu gemacht hatte“.

Nietzsche weder
grausam noch
pervers

Nach der Begabung bespricht Möbius Nietzsches Charakter. Dabei freute sich Overbeck als seiner Erfahrung entsprechend besonders über die Abfertigung Theobald Zieglers, der (Friedrich Nietzsche, Berlin 1900, S. 164) Nietzsche Grausamkeit und Perversität zutraut; hiergegen richtet sich Möbius (S. 22): „Ein gewisser Grad von Grausamkeit gehört zum normalen Menschen, denn dieser ist von Haus aus ein gewalttätiges, höchst gefährliches Tier. Vollkommenes Fehlen von Grausamkeit ergibt eine Weicheit, die abnorm ist. Nietzsche hatte sicher eher zu wenig als zu viel gegenüber dem Normalquantum der Grausamkeit. Das Wenige, was er hatte, verbrauchte er als Schriftsteller in der Polemik. Daß seine Verherrlichung der Kraftmenschen, des Raubtiers im Menschen, der blonden Bestie und so weiter auf eigene Grausamkeit deute, glaube ich ganz und gar nicht. Im Gegenteile, er pries, was ihm fehlte, wie zum Beispiel auch C. F. Meyer die Gewaltmenschen verherrlichte und das Gegenteil davon war. Daß er dabei übertrieb, oft geradezu in widerlicher Weise übertrieb, das lag nun einmal an seiner Neigung zum Superlativ überhaupt, zum anderen an dem Wunsche, die Leute aufzureizen, durch krasse Aussprüche zu ärgern. Auch das, was manche Leute von Nietzsches sadistischen Neigungen erzählt haben, halte ich für ganz verfehlt: gelegentliche Phantasiesprünge, hinter denen nichts steckt.“

Nietzsches Ehrgeiz

Nietzsches „fester Wille“ verdiente im Gegensatz zur Zartheit seiner seelischen Veranlagung noch stärker hervorgehoben zu werden; Overbeck bezeugt: „Nietzsche hat mir abwechselnd den Eindruck des willensstärksten Menschen und eines ungewöhnlich willenschwachen gemacht.“ Daß Nietzsche stolz, beifallslieb, eitel war — sein maßloser Ehrgeiz, der Drang überall etwas Besonderes zu sein, der Stachel des Wettkampfs, das alles galt auch Overbeck als die Grundmotive seines Handelns. Ebenso sah er

in der Maßlosigkeit das eigentlich Krankhafte in Nietzsches geistiger Beschaffenheit, ja sein eigentliches Stigma, erzeugt durch den nicht zu schlichtenden Widerstreit seiner Gefühlsüberschwänglichkeit mit seinem Drang zur Kritik. Zum Beispiel konnte der Vierundzwanzigjährige an Deussen schreiben: „Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können, wie steht es mit Dir?“ Hiezu merkt Overbeck an: „Vergleichen hat jedermann, der mit Nietzsche dauernd und intim verkehrte, mehrfach zu erleben gar nicht umhin gekonnt, und doch kaum je und unwiederbringlich nur einen komischen Eindruck davongetragen; dieser Eindruck schwand selbst fast auf komische Weise.“ Wohl hat die Kritik in Nietzsche den Empfindungsüberschwang mehrfach lahm zu legen vermocht; im ganzen aber war das Auszeichnende an ihm sein unbeschränktes Idealisierungsvermögen, der Trieb zur Überschätzung über alle Grenzen hinaus. Und wenn Deussen (Erinnerungen, S. 80) Nietzsche eine im tiefsten Innern unruhige bestandlose Natur nennt, die es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben, so darf als die deutliche Kehrseite davon Nietzsches leidenschaftliche Bewunderung für das „Tenax propositi“ des Horaz nicht übersehen werden.

In Nietzsches Bild gehört sein Bedürfnis nach Freundschaft. „Was Möbius (S. 26 f.) über Nietzsches Verhältnis zu Männer- und Frauenverkehr sagte“, meint Overbeck, „würde er gewiß nur entschiedener ausgesprochen haben, wenn er ihn gekannt hätte. Nietzsche ist kein Weiberfeind gewesen; Damenverkehr war ihm ganz angenehm; mittlerer, nicht durch Freundschaft oder ein Pietätsverhältnis gehobener Männerverkehr war ihm zuwider.“ Sicher war Nietzsche unsinnlich veranlagt; die geistigen Triebe überwogen bei weitem³¹. Dies prägt sich in seiner Begabung aus: die Stimmungskünste Musik und Poesie waren seine Welt, während er für Plastik, Mechanik und gar Mathematik schlecht begabt war. Den Zwiespalt zwischen dichterischer und philosophischer Anlage hat er furchtbar schwer in sich empfunden; er war zeitweise davon wie zerrissen. Aber nur komme man nicht mit der Modestranke und heiße ihn einen Neurastheniker! Nietzsche war gar nicht nervenschwach. Er war höchst impressionabel, hatte aber, sobald es darauf ankam, Nerven wie Stricke. Sein Temperament bestand am ehesten in einer sanguinisch-cholerischen Mischung; freilich vermochte ihn das nicht vor der Melancholie zu retten bei den Talenten, wie er sie nun einmal ins Leben mitnahm.

Nietzsches
unsinnliche Ver-
anlagung

12 C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzsche

Das Ehrlichkeits-
mißtrauen gegen
sich selbst

Es war überhaupt sehr Entgegengesetztes in ihm nicht etwa lose vertreten, sondern widerspenstig eingefleischt. Der Pessimismus machte ihn nicht traurig, und der Optimismus machte ihn nicht froh. Der primäre pathologische Zustand Nietzsches war also eine leichte Form der Entartung, was wir Nervosität und die Franzosen einen „*dégénéré supérieur*“ nennen. Es handelt sich alles in allem um jenen Typus der *décadence*, die Nietzsche an sich selbst mit einer nicht genug zu bewundernden Kraft der Autopsie studiert hat. Es wäre hier für einen wirklich kongenialen Darsteller des Pathologischen bei Nietzsche der Moment gewesen, die Einsicht von dem starken und gesunden Restbestande in Nietzsches Natur zum Ausgang einer einheitlichen Auffassung von Nietzsches Charakter zu machen. Eine Erscheinung wie die seine ist ja deshalb so einzigartig und schlechthin beispiellos, weil Nietzsche in seinem unbarmherzigen Ehrlichkeitsmißtrauen kaum einen Trieb in sich unbeargwöhnt läßt, sondern gleich den Gegentrieb großzuchtet, nur um ja vor sich selbst als rechtschaffen und wahrhaftig dazustehen. Wie furchtbar gefährlich ein solches Verfahren ist, beweist sein eigenes Schicksal; denn diese unaufhörlichen Subtraktionen mußten ja mit Null enden. Nur ist nun bei Nietzsche das Verblüffende und Unvergleichliche, daß trotz seiner annullierenden, nihilistischen Prozeduren er selber zwar zerbrach und unterging, sich aber nach dem Bankerott als den Besitzer unangetasteter geheimer Kapitalvermögen entpuppte, durch den alle vorhandenen Schäden und Einbußen von vornherein gedeckt werden konnten. Dieser unveräußerliche Rückversicherungsfond, dieser letzte und hinterste Reichtum war Nietzsches eigentlichstes Gut. Nur wenn man diesen seinen unangefressenen Gesundheitskern aus aller Fäulnis und allen Verfallsymptomen herauschält, ist die Basis zur wissenschaftlichen Ergründung seiner Pathologie einwandfrei gegeben. Möbius hatte hier die schönste Gelegenheit, seiner in manchen Einzelheiten sich bewährenden Weisheit die Krone aufzusetzen und gerecht zu sein.

Statt dessen hat er auf einen höheren Wert seiner Arbeit verzichtet und dem common sense seinen Zoll bezahlt. Was er (S. 34 f.) gegen Nietzsches Zusammenhang mit dem modernen „irreligiösen Individualismus“ oder „aristokratischen Anarchismus“ sagt, hat ja soweit für richtig zu gelten, nur ist bei einer derartigen Feststellung wünschenswert, daß sie mit Gelassenheit erfolge. Das Geheimnis von Nietzsches Krankheit ist einfach, soweit nicht beson-

deres Unglück und äußerer Zufall ins Spiel kam. Je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, desto mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle. Dies ist Möbius' eigene Aussage und bei ihr hätte er stehen bleiben sollen (S. 48). Aber er begnügt sich nicht mit dem Standpunkt des Pathologen, der nur nach der Gesundheit des natürlichen, sinnlichen Denkorganismus fragt; er fühlt sich eben nun einmal als Zeitdoktor und spürt, da er sich vor allem in dieser Orakel Eigenschaft für befragt hält, die Verpflichtung, den Individualismus an Nietzsche als „Zeitkrankheit“ herauszupräparieren. Da es dabei um seine vorurteilslose Ruhe geschehen ist, ist es auch um seine Autorität geschehen. Das Schlimme an dem Buche von Möbius ist seine Zweideutigkeit. Wohl betrachtet er im richtigen Ansatze der beiden Hälften zuerst den „ursprünglichen Nietzsche“ (S. 1—36) und dann erst die Krankheit (S. 39—106) — verwirrt und widerspricht sich jedoch alsbald selbst, indem er die Sache eben doch auf den Kopf stellt, weil schon der ursprüngliche Nietzsche auch der Kranke ist, statt, wie es einzig der Wahrheit entspricht, der Gesunde. So sehr läßt Möbius sich durch ein populäres philosophisches Vorurteil das Konzept seiner medizinischen Betrachtungsweise verrücken, daß bei ihm bisweilen Nietzsches Schicksal sich im letzten Grunde gar nicht aus Krankheit, sondern aus seinem Rationalismus, aus seiner Preisgebung aller Metaphysik zu ergeben scheint (S. 21, 33, 72, 73 und 84). Also nicht der Bazill, sondern die Irrlehre hat Nietzsches Wahnsinn verschuldet! Man sieht: der Herr Doktor fällt aus der Rolle und vertauscht den Sezierkittel mit dem Talar!

Darüber dürfen auch die gelegentlichen Anwandlungen von Milde und Toleranz bei Möbius nicht täuschen, wenn er zum Beispiel (S. 104) gegen die kriminalistische Einschätzung anstößiger Stellen Einsprache erhebt. Zu Recht besteht leider, daß Möbius über Nietzsche zuguterlegt als Pfaffe urteilt. Und wäre es nur um des einen Satzes willen (S. 68): „Gewissermaßen ist es ein Trost, daß der häßlichste Zug im Bilde Nietzsches, seine gassenjungenhaften Schmähungen christlicher Lehren und Einrichtungen, ganz der Gehirnkrankheit schuld gegeben werden kann. Gewiß kann man ein Gegner des Christentums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Kot bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist.“ Hinter diese Stelle hat Overbeck geschrieben:

12*

Der Zirkel zwischen Arbeit und Schmerzanfall

Nietzsche gegen das Christentum zur Verzweiflung getrieben

„Ein seltsam fanatischer Satz! Niemand braucht sich vom Christentum mißhandeln zu lassen, und ein gegen das Christentum zur Verzeiung Getriebener — als sein Opfer — ist als sein Beschimpfer stets gerechtfertigt und unterliegt keineswegs unausweichlich der Verurteilung als Lump oder Gehirnkranker. Das Urteil gegen das Christentum ist theoretisch freigegeben, nicht aber praktisch, nämlich nur so, daß eine gewisse Form des Urteils vorbehalten und ausgenommen wird.“ Und nun gar der Schlusssatz von Möbius' Arbeit (S. 106): „Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, daß das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mißtrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker!“ Wäre statt dieser Predigt des Mißtrauens es nicht richtiger gewesen, das gebildete Publikum in demjenigen seiner Instinkte zu bestärken, der seine Wahrheitsliebe auf Nietzsche hinwies? Da Möbius in seinem Urteil so sehr über die Grenzen seines Faches hinausgreift, sollte er eigentlich nicht mehr als Fachmann aufgerufen werden dürfen, wie dies zum Beispiel W. Weygandt tut (Münchener medizinische Wochenschrift 1904, zweite Hälfte, S. 2305): „Jedes Lob des großartigen Buchs ist überflüssig. Freuen sollten wir uns dieses Besitzes und vor allem als Ärzte Protest einlegen gegen die Annahme von Laien, die immer noch Nietzsches Krankheit als Folge des übermäßigen Gebrauchs von Arzneimitteln ansahen.“ Dies ist vor allem gegen die Kundgebungen von Nietzsches Schwester gerichtet, die am ausführlichsten in der Biographie II, XXXVI. Kapitel, S. 898—924, jenen unbestreitbaren Grundstock von Gesundheit in Nietzsches Natur übertreibt, Nietzsches Krankheit nach Art der Naturheilkunde auf Mediziniechtum hinauspielen und die Diagnose der Irrenärzte auf „eine atypische Form der Paralyse“ als absurd hinstellen will, weil eine Paralyse, die durchaus nicht die Kennzeichen dieser Krankheit trug, dann also nicht Paralyse gewesen sein könne (S. 922): „Ein durch Überanstrengung der Augen und Kopfnerven übermüdeten Geist konnte starken Schlafmitteln gegenüber nicht mehr den früheren Widerstand leisten und wurde deshalb durch deren Gebrauch gelähmt (S. 924).“

„Die atypische Paralyse“

Mit Vorsicht ist auch jene Partie im Buche von Frau Lou Andreas-Salomé (Friedrich Nietzsche in seinen Werken, Wien 1894) aufzunehmen, die sich als Rückblick auf Nietzsches sogenannte erste Periode darbietet (S. 87): „Mit seiner innern und äußern Lösung von dem Wagnertum und der Philosophie Schopenhauers fällt Nietzsches schwerstes körperliches Leiden zusammen. So lebte

er damals, körperlich wie geistig, unter Stürmen und Schmerzen, die ihn in die Nähe „leiblichen wie seelischen Todes“ brachten. Seine Krankheit war zum Ausbruch gekommen in den Jahren gesteigertster Produktivität, allzu vielseitiger und aufreibender Beschäftigung mit wissenschaftlichen Untersuchungen, philosophischen Problemen, mit der geistigen Bewegung der Gegenwart, der Kunst Wagners und mit der Musik selbst. Wenn er sich am gesündesten und rüstigsten, in der Vollkraft seiner Leistungsfähigkeit fühlte, dann kam er stets der Krankheit am nächsten; und die Zeiten unfreiwilliger Mühe und Ruhe waren es, die ihm immer wieder Erholung brachten und die Katastrophe noch aufhielten.“ Danach sieht es aus, als hätte die zunehmende Verschlechterung in Nietzsches Gesundheitszustand in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre seelische Ursachen gehabt, als wäre sie auf Rückschläge etwa gar der Reue oder Zerknirschung zurückzuführen, die für Nietzsche seine allmähliche Abkehr von den Jugendautoritäten zur Folge gehabt hätte. Dies widerspricht dem wahren Sachverhalt durchaus. Overbeck nennt diese Darstellung (in einer Anmerkung zu der oben erwähnten Stelle): „Reflexionen und Konstruktionen, die Nietzsches Geist ganz zuwider sind und an sich die Vorstellung eigentlich intimen Verkehrs und Gedankenaustausches mit ihm ausschließen.“

Die nichtseelische
Ursache der
Krankheit

Frau Andreas irrt aber nur in der Akzentgebung, sozusagen im jambischen statt im trochäischen Tonfall der beiden Silben, die Nietzsches Wesen ausmachen und die doch auch sie erkennt und genau auseinander hält: Gesundheit und Krankheit. Sie betont diese, während unbedingt der eigentliche Sinn in Nietzsches Leben auf jener ruht; sie spricht von dem pathologischen Zuge seiner „Übergesundheit“, die regelmäßig in Krankheitszustände auszumünden pflegte; und doch muß sie selber zugeben (S. 88): „Aus ihnen rang er sich aber mit der zähen Kraft seiner ungeheuern Natur stets wieder zur Gesundheit durch.“ Damit wird selbst Frau Andreas zur Zeugin dafür, daß Nietzsche in der grundbildenden Wurzelschicht seines Wesens von unangetasteter Gesundheit geblieben ist. Soweit sind wir nun doch schon, die Psyche Nietzsches als pathologisches Problem, als das sie durch sein Ende im Wahnsinn auch dem ersten besten Philister erscheint, zwar gelassen zu lassen, aber doch auch nicht mehr zu überschätzen. Für jede ernste, in die Tiefe dringende Erfassung Nietzsches schrumpft dieses scheinbare Haupt- und Staatsfactum seines Lebens, daß er

Der unangetastete
Gesundheitsrest

Nietzsche als
Beispiel der
Entartung ohne
Psychose

verrückt wurde, beinahe zu etwas Belanglosem zusammen. Treffender kann man das nicht sagen, als August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, Jena 1906, S. 104—106): „Psychologisch interessant macht den pathologischen Fall weniger das Ende, das Nietzsche genommen hat, als der künstlerische und philosophische (formale und sachliche) Charakter, den seine Erzeugnisse haben, und zwar alle, nicht nur die letzten. Nietzsches Psyche zeigt von Anfang an pathologische Züge, neben Zügen von Stärke und Größe. Eine eingehende Analyse seiner abnormen Erscheinungen zu geben, ihre Wirkung auf Richtung und Art seines Denkens und damit auf Gehalt und Form seiner Arbeit zu untersuchen, wäre von höchstem Wert für die Beurteilung Nietzsches sowohl wie anderer verwandter Erscheinungen. Die imperatorischen Urteile, die Möbius über den Philosophen und den Künstler fällt, würde man gern entbehren, sie zeigen deutlicher als wünschenswert ist, daß er seinem Patienten nicht gewachsen ist. Alle Hauptmomente seines Charakters, die in den letzten Jahren sichtbar werden, sind von Hause aus vorhanden, freilich unentwickelt und undeutlich; aber solange die ganze Persönlichkeit unfertig und von pädagogischen Einflüssen abhängig ist, wie sollen ihre Eigentümlichkeiten klar hervortreten? Nietzsche hat erst im Jahre 1881 oder 1882 die Schule verlassen und sich selbständig gemacht; kein Wunder, daß sich erst von dieser Zeit ab sein Charakter rückhaltlos offenbart. Ich warte darauf, daß ein Arzt diese Frage prüft, der den modernen Dingen näher steht, als Möbius, der zu übersehen vermag, was die Entartung ohne jede Mitwirkung einer Psychose hervorbringen kann. Erfreulicherweise mehrten sich die Anzeichen, daß die Psychiatrie der weiteren und unvergleichlich wichtigeren Aufgabe inne wird, die ihr gestellt ist. Sie soll versuchen, die Beziehungen zwischen der Kultur (als dem Inbegriff alles höheren Strebens der Menschheit) und der Entartung (als dem Inbegriff aller lebenswidrigen Erscheinungen) aufzuzeigen. Man hüte sich, voreilige Schlüsse zu ziehen, und zu glauben, daß mit einer Diagnose: epileptisch oder: hysterisch, alles getan sei. Gerade Nietzsche ist ein Typus, den man sich nicht entgehen lassen dürfte. Bei ihm tritt besonders klar hervor, daß gewisse Entartungsformen mit außerordentlichen Leistungen in einer Art von Wechselwirkung zu stehen scheinen, daß Degeneration nicht nur nimmt und verringert, sondern auch gibt und erhöht, so daß sie wertvoll, ja für die Kultur vielleicht un-

entbehrlich wäre.“ Eine solche Auffassung nähme dann auch dem höhnischen Hinweis bei Möbius (S. 50) allen verletzenden Stachel, Dionysos sei eigentlich der Gott der Hysterie: „Les nerveux se recherchent! Den Patron der Hysterie also wählte sich Nietzsche, ohne es zu ahnen, zu seinem Heiligen.“

Seine Krankheit war es also, was Nietzsche zu einem äußersten Grade von Selbstbesinnung betrieb. Die erste Äußerung dieses inneren Wandels war der entschlossene Bruch mit dem Erzieherideal, in dessen Bann sich nicht nur seine amtliche, sondern auch seine freie schriftstellerische Tätigkeit bisher vollzogen hatte. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß die Leidenschaft auch des selbständigen und unabhängigen Pädagogen stets gebunden sein werde an den Hinweis auf Vorbilder und Muster; darin aber empfand er eine unüberwindliche Schranke der persönlichen Freiheit. Wer als Herold zur Verehrung und Nachahmung einer großen Persönlichkeit auffordert, macht aus sich einen Parteigänger und begibt sich damit des Rechtes auf Entfaltung seiner eigenen schöpferischen Fähigkeiten. Da heißt es denn zur rechten Zeit halt machen. Mag man sich immerhin einem Philosophen, einem Dichter ans Herz werfen, eine zeitlang Frondienste tun und sich selbst verleugnen, dann gilt es, seine Farben, seine Pinsel, seine Leinwand zu finden, damit man zwar noch lange nicht Meister in der Lebenskunst, aber wenigstens Herr in der eigenen Werkstatt werde. (Der Wanderer und sein Schatten. Aph. 266 und 267): „Es gibt keine Erzieher. — Nur von Selbst-Erziehung sollte man als Denker reden. Die Jugend-Erziehung durch andere ist entweder ein Experiment an einem noch Unerkannten, Unerkennbaren vollzogen, oder eine grundsätzliche Nivellierung, um das neue Wesen, welches es auch sei, den Gewohnheiten und Sitten, welche herrschen, gemäß zu machen: in beiden Fällen also etwas, das des Denkers unwürdig ist, das Werk der Eltern und Lehrer, welche einer der verwegenen Ehrlichen *nos ennemis naturels* genannt hat. — Eines Tages, wenn man längst, nach der Meinung der Welt, erzogen ist, entdeckt man sich selber: da beginnt die Aufgabe des Denkers; jetzt ist es Zeit, ihn zu Hilfe zu rufen — nicht als einen Erzieher, sondern als einen Selbst-Erzogenen, der Erfahrung hat.“

Der Übergang
vom Erzieher
zum Denker



Das erste belangreiche Ergebnis seiner kritischen Klarsichtigkeit war die Entfremdung von Wagner. Fast zwei Jahre, vom August 1874 bis zum Juli 1876 hatten sich Wagner und Nietzsche nicht wiedergesehen; nach den häufigen, intimen Begegnungen der früheren fünf Jahre schon etwas wie ein Vorbote, um so mehr als in der Zwischenzeit, im August 1875, alle Freunde aus Nietzsches Kreis sich in Bayreuth einfanden. Overbeck hatte, wegen eines Magenübeln für das Sommersemester beurlaubt, in Karlsbad die Kur gebraucht und Gersdorff ihm dahin gemeldet: „Zum 22. Mai hatte ich an Wagner geschrieben, und bekam vor kurzem ganz wider Erwarten einen wunderbar herzlichen und humoristischen Brief; auf der Außenseite des Bogens stand: ‚An Herrn Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim.‘ Es geht in Bayreuth ziemlich gut, den Kindern ‚übermütig gut‘, wie Wagner sich ausdrückt. Zu Siegfrieds gestrigem Geburtstag, dem Tage, da es sechs Jahre her sind, daß Nietzsche zum erstenmal in Tribschen wohnte, schickte ich einen ganz kleinen Kugelhopf an das Geburtstagskind. Wie wir uns in Bayreuth wohl vorkommen werden, wenn's im mystischen Abgrund zu tönen anfängt! Ich habe gar keine Vorstellung von so etwas: denn wenn man sich die Menschen ansieht, die rings herum leben, wenn man die Zeitungen liest und erfährt, was die Mächtigen der Erde sich für Feste geben und für triviales Zeug schwätzen (selbst wenn einer dabei ist, der Gedichte macht wie der schwedische Oskar), dann möchte man Bayreuth für eine *fata Morgana* halten.“ Am 23. November 1875 schreibt er wieder: „Wenn ich ans nächste Jahr denke, so lasse ich mir einstweilen an der Vorstellung genügen, wie Sie rüstig und ohne Belästigung von den Strahlen der Hundstags-Sonne den Theaterberg mit uns erklimmen, vor dem mystischen Abgrunde sitzen und im Licht höherer Vollkommenheit das noch einmal erleben, wovon uns so herrliche Ahnungen aufgingen. Zugleich sehe ich neben Wagners großem Schreibtisch an der Stelle, wo damals Schurés Buch lag, die zweite Abteilung Ihrer Studien liegen, von neugierigen Händen betastet. Und Wagner wird Ihnen freundlich auf die Schulter klopfen und sich freuen, daß die Theologie so brav aushält. Rohde und Nietzsche daneben und ich dahinter — das sind so die besten, freilich etwas ausschweifenden Wünsche. Leider muß ich sagen ausschweifend: denn was soll aus den beiden Freunden werden, wenn es mit ihnen beim alten

bleibt? Niezsches letzter Brief hat mich sehr bekümmert: denn er drückte seine große Abspannung selbst in der Handschrift aus und das am Anfang des Semesters und noch dazu eines Wintersemesters! Könnte ich ihm nur einen Teil der Muße verschaffen, die ein Hohenheimer Direktor hat oder ein Lehrer, der hier jahraus jahrein denselben Gegenstand in vier- bis sechsstündigem Kolleg vorträgt. Ich fürchte das Septennat wird nicht innegehalten werden können, wenn nicht große Erleichterungen im Amte beschafft werden (Schopenhauer im deutschen Reichstag neben Hartmann als Atheist denunziert! Zu viel Ehre!). — Des weiteren schreibt Gersdorff an Overbeck Mitte Januar 1876, der damals soeben das Rektorat der Universität angetreten hatte: „Sie hatten mir über Niezsches nichts Erfreuliches geschrieben, und obgleich kurz zuvor von ihm ein ruhiger und deshalb beruhigender Brief an mich angekommen war, so glaubte ich doch Ihren Angaben und sehe leider, daß ich darin nicht unrecht tat. Denn was ich heute von ihm selbst erfahre, ist im höchsten Grade beunruhigend und unheimlich. Er ist selbst von dem Unheimlichen seines Leidens überzeugt und hat die ernstesten Befürchtungen. Nun weiß ich, wie sehr der Arme, Weltgeplagte unter den Stimmungen leidet, die ihn beherrschen und wie sehr deutlich dann sein brieflicher Ausdruck diese Stimmungen wiedergibt; allein in diesem Falle kommt es mir nach den gemachten Schilderungen vor, als ob sein Leiden doch ernstester Art wäre, und ich bitte Sie herzlichst, mir Ihre Meinung und womöglich auch die seiner Schwester, die ihn als Pflegerin doch genau beobachten kann, sowie endlich die Immermanns mitzuteilen. — Daß Niezsches das Pädagogium für jetzt los ist, freut mich und sehe ich darin Ihren wohlthätigen Einfluß und dringenden Zuspruch endlich zu einer Wirkung gekommen. Aber was ist damit im ganzen geholfen! Völliges Pausieren und Ausruhen auf sechs Monate erscheint mir unter solchen Umständen als das einzig Richtige, und ich kann immer nicht begreifen, warum nicht ernstlich daran gedacht wird. Die Behörde in Basel wird doch soviel Einsicht haben, ihm den Urlaub nicht zu verweigern, sie weiß doch, wie gewissenhaft er seinen Amtspflichten obliegt. Also es ist nur Niezsches selbst, den man gründlichst zu bearbeiten hätte, daß er endlich einmal an sich denkt. Aber Sie wissen ja das alles besser als ich, und ich weiß, daß Sie es nicht an Zureden und guten Rat fehlen lassen. Was nützt mir meine gute Gesundheit, wenn ich dem Armen damit nicht helfen kann, was

Gersdorff über
Niezsches
Befinden

„Sechs Monate
ausruhen“

sind alle Pläne und Sorgen für die Zukunft wert, solange ich diese Sorge um unsern Freund nicht los werde. —“

Bereits ein halbes Jahr zuvor hatte Nietzsche die gemeinsame Wohnung am Schützengraben verlassen und mit seiner Schwester zusammen unweit davon eine eigene Haushaltung eingerichtet, hauptsächlich in der Erwägung, auf diese Weise die für ihn so wichtige diätmäßige Ernährung sorgfältig durchführen zu können. Schon im Sommer 1875 hatten die Geschwister aus Anlaß von Overbecks Vakanz zusammen gewirtschaftet, indem er in Overbecks Zimmer übersiedelte und Fräulein Nietzsche die Räumlichkeiten des Bruders bezog. Nun war also bereits fast ein Jahr lang an ausgesuchter Pflege das Mögliche geschehen, und Nietzsches Befinden hatte sich eigentlich nur verschlimmert, zum Teil in Depressionszustände von noch nicht dagewesener Heftigkeit. Zum Glück konnte es von Gersdorff möglich machen, Nietzsches Wunsch zu entsprechen und die Osterferien mit diesem am Genfersee zuzubringen. Auf der Rückreise über Basel traf er Overbeck, der sich kurz zuvor verlobt hatte, nicht zu Hause und hinterließ ihm folgendes Billet: „Baumannshöhle, im Zimmer des rector magnificus. Mittwoch, den 29. März, abends. Mein lieber Overbeck, durch Frau Baumann wurde ich auf das freundlichste in Ihrem und Ihrem Hause aufgenommen und fand als Willkomm Ihren Brief vor. Haben Sie herzlichsten Dank für diesen Ihren freundlichen Gruß. Könnte ich Ihnen nur Besseres von unserem armen Freunde sagen! Aber leider hat sich wenig verändert. Seine Kräfte waren in manchen Tagen so erstarbt, daß er fünf Stunden gehen konnte, aber plötzlich traten, wenn auch viel seltener als früher, die leidigen Kopfschmerzen ein. Sie hingen wohl auch mit dem Wetter zusammen und pflegen dem Föhn zu folgen, aber es mögen noch viele andere Ursachen mitwirken, von denen jedenfalls das denkende, grübelnde, oft leider Grillen fangende Gehirn die Hauptursache ist. Nietzsche wird nicht wie neugeboren zurückkommen; ein so altes Übel kann durch einen kurzen Aufenthalt an einem andern Ort nicht gehoben werden, und wenn er auch noch vierzehn Tage irgendwo anders hingehet, so wird es schwerlich viel besser werden. Meine Überzeugung ist die, daß er im nächsten Semester sich mit Universität und Pädagogium zugleich eine unerträgliche Last aufbürdet, die er über lang oder kurz ganz wie zu Weihnachten sich wird abnehmen lassen müssen. Heute, als ich abreiste, fehlte nicht viel, so wäre Nietzsche mit mir zurückgekehrt:

denn das scheußliche Wetter, dem kein Mensch traut, verhinderte die Fremden, die unsere zweisame Pension besuchen wollten, zu kommen, und Nietzsche selbst fürchtet mit Recht nichts mehr als die Einsamkeit und seine Gedanken. Ich riet ihm, nach Genf zu gehen, wo er Senger kennt, diesem zu schreiben und es dort unter Menschen einige Zeit zu versuchen. Aber leider verhinderten Kopfschmerzen ihn zu reisen, und ich habe ihn mit Bekümmernis allein als Gefangenen bei Chillon zurücklassen müssen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß er eines Tages und zwar bald nach Basel zurückkehrt. Und was dann! Es ist wirklich trostlos: Ein Arzt ohne Kopf und ein Kopf ohne Arzt; der sich seine Heilmethode selber zurechtlegen muß, ohne daß etwas dabei herauskommt. Und Bayreuth: Die Wahrscheinlichkeit nimmt ab, daß Nietzsche dahin wird kommen können. Über die drei Wochen, die wir zusammen verlebten, dürfen Sie beruhigt sein. Mehrere und lustigere Gesellschaft hätte auch nichts gebessert. Gute Lektüre, gute Gespräche, gutes Essen und viel Spaziergänge bei jedem Wetter — das war unser Leben. Soviel heute. Genießen Sie das Glück bräutlicher Ferien und seien Sie herzlichst bedankt und gegrüßt von Ihrem E. v. Gersdorff.“ — In diesem Sommer 1876 kam auch endlich die vierte Unzeitgemäße Betrachtung zustande, die er schon im Herbst zuvor fast fertiggestellt hatte, aber in dem schon aufflaffenden innern Zwiespalt nicht zu veröffentlichen gedachte. Freundliche Erkundigungen Wagners, der natürlich von diesem Vorhaben Nietzsches nichts ahnte, ließen die Erinnerungen an alte Zeiten und damit verbunden ein warmes Glücksgefühl wieder lebendig werden, so daß er die Veröffentlichung als Festschrift für die bevorstehende Bühnenweihe dann doch beschloß.

Im Wintersemester 1875/76 hatten sich in Basel zwei junge Musiker immatrikuliert, um bei Nietzsche und damit in Verbindung auch bei Jakob Burckhardt und Overbeck Vorlesungen zu hören, Heinrich Köselitz und Paul Widemann, beide aus Overbecks Adoptionsheimat, dem Königreich Sachsen stammend. Aus der Lektüre seiner Schriften waren sie Nietzsches Verehrer geworden; der Verleger Schmeißner, mit Widemann befreundet, war mittelbar die Ursache für die Anknüpfung dieser in Nietzsches späterem Leben so bedeutungsvollen Beziehung. Mit Widemann blieb es beim respektvollen Zuhörerverhältnis; bei Gast wuchs jedoch bald die Jüngerschaft daraus hervor. In einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 6. und 7. August 1907 hat Ludwig von

„Der Gefangene
von Chillon“

Peter Gast und
Paul Widemann

Peter Gast
als Hörer des
Platofollegs

Scheffler, ein Schüler Jakob Burckhardts, einen vorzüglichen Beitrag zur Kenntnis Nietzsches und seines Schülers Peter Gast gegeben: „Ich befand mich eines Tages (1876) vor dem kleinen Auditorium, welches einige in der Nähe stehende Studenten auf mein Befragen mir als dasjenige Nietzsches bezeichneten. Es lag ein sonderbarer Ton in ihrer Aussprache des an Zischlauten reichen Namens. Etwas wie Befremden über meine Frage, wie Spott, wie leiser Hohn. Das reizte mich. Die Zeit des Kollegiums hatte überdies begonnen. Ich trat ein. Ein Stübchen eher, denn ein Hörsaal, und anstatt der Zuhörer ein junger Mann gegen das Fenster gelehnt, dessen Tracht keinen Berufsstudenten verrät. Das dunkle Habit vielmehr der Leipziger Konservatoristen! Der schwarze Rock mit den langen, langen Schößen! . . . Ich war gespannt, das Gesicht zu der eigentümlichen Gestalt zu erblicken. Allein, der Jüngling kehrte mir nach wie vor den Rücken, ganz in das Schauspiel vor ihm vertieft. Ich muß hinzufügen, daß der Rhein in jenem Frühjahr mit einer seiner furchtbarsten Überschwemmungen wütete. Seine Fluten wirbelten in den dem Ufer naheliegenden Straßen! Unzählige Trümmerstücke wälzte er in seinem Strome mit fort. Und nicht nur die alte, malerische Brücke, die einzige damals noch, geriet durch den beständigen Anprall ins Schwanken, auch das Universitätsgebäude, so unmittelbar aus dem Flusse aufsteigend, stand in Gefahr, den Grund zu verlieren. So war der junge Mann durch die aufregende Fensteransicht ganz gefesselt, als ich ihn mit einem lauten Räuspern aus seinem Alleinsein weckte.“ Es war Heinrich Köselitz, Peter Gast, wie er sich auf Nietzsches Rat umnannte: „Ein anderer Richard Wagner! Nur jung, 'en beau' wie man sagt. Nicht nur der Schnitt des Wangenbartes ahmte korrekt den 'Meister' nach, auch Nase, Stirne, Kinn waren wie auf den Kopf des großen Musikers geformt.“ Nur fehlt diesem Porträt das es von Wagner unterscheidende Merkmal: die wallende Künstlermähne. Auch die geistige Silhouette an Peter Gasts Jüngergestalt kommt bei Scheffler scharf geschnitten zur Geltung: „Vor allem wollte mir das mangelnde Nationalgefühl (mein Vater war als einer der Heerführer aus dem großen Kriege heimgekehrt!) und der oft ans Kleinliche grenzende Haß gegen alles Kirchliche an Köselitz nicht behagen. Ich war jung und trug noch jene Lyrik der Stimmung im Innern, die sich an der Geschichte, an den schönen altertümlichen Bauten des 'goldenen Basel' er-

Peter Gast's
geistige Silhouette

wärmte. Es tat mir wohl, im altehrwürdigen Münster mein Auge an den herrlichen Wölbungen auf und ab gleiten zu lassen, und ich genoß den Zauber der Stunde, wenn abends, im anstößenden Kreuzgange, mein Blick auf den schimmernden Rhein und den warmdunklen Schwarzwald darüber sich verlor. Über- raschte mich Köselitz einmal bei solchem Wandeln, so war ich sicher, nichts als Schimpfen und Schelten auf diese „pfäffische Kunst“ zu hören. Schon die „rote Inquisitionsfarbe!“ des Mün- sters (seine herrlichen, im Purpur oft erglühenden Sandstein- quadern!) stach meinem Begleiter unangenehm in die Augen. Den „nüchternen“ Hallenbau im Innern fand er wert, der Tempel der „Geistig Armen“ zu sein. Überhaupt sah er nichts als Ab- straktes, Philisterhaftes in dem gotischen Wesen. . . . Ich hatte für solche Angriffe nur erstaunte große Augen. Sollte das „Ecrasez l'infâme!“ dieses „Nieder mit der Kirche!“ wirklich solche Früchte im Niehscheschen Dunstkreise gezeitigt haben?! Daß dem nicht so war, daß Niehsche im persönlichen Verkehr wenig- stens niemals solcher Agitation sich bediente, sollte ich bald bei erfreulicher Gelegenheit erfahren. Denn der Professor lud mich zu sich ein. Ja, einmal bin ich bei Niehsche zum Nachmittagstee gewesen!“

Peter Gast war damals noch päpstlicher als der Papst und konnte später ein so scharfsichtiger Beurteiler des Wagnerschen Epigonentums wohl nur werden, weil er im Ungeßüm seiner Jugend so rückhaltlos mit dabei gewesen war. In Basel trug er geradezu seine Haut feil für seine damalige Überzeugung. Overbeck, der die amtliche Seite der Sache als Prorektor mit erlebte, kam gelegentlich auf den temperamentvollen, aber un- überlegten Geniestreich zu reden, an den von Scheffler mit den Worten erinnert: „War es doch auch mir schon zu Ohren ge- kommen, daß Peter Gast als immatrikulierter Student einen offi- ziellen Verweis wegen einer musikalischen Zeitungskritik vom Rek- tor der Universität erhalten hatte. Selmar Bagge [der Direk- tor der Basler Musikschule], war darin von ihm [wohl im Musi- kalischen Wochenblatt] wegen seines „rückständigen“ Ge- schmackes heftig angegriffen worden! Und nun zog der Groll über die erfahrene Zurechtweisung noch einmal wie eine Wet- terwolke in den Worten des jungen „Wagerianers“ an uns vorüber. Selbstverständlich, daß sich Köselitz hierbei der Zu- stimmung Niehsches sicher wußte. Aber gerade dessen Haltung

Gast als Partei-
gänger Bayreuths

hierbei bewunderte ich. Ein Schütteln mit dem Kopfe, eine beschwichtigende Handbewegung war alles, womit er den Rede-eifer seines Jüngers zu dämpfen suchte. Erst als Köselitz zu persönlich wurde und mit dem gehästen 'Bache' (so sprach er in unserer Mundart den Namen des braven Gothaners konsequent aus!) auch einige einflußreiche Patrizier für das 'niedrige Niveau' des Basler Kunstverständnisses verantwortlich machte, griff er mit längeren Sätzen ein. Er wandte sich dabei zu mir und gab mir das Ganze wie eine liebenswürdige Erklärung, daß der Pietismus der Basler Gesellschaft (vor dreißig Jahren!) allerdings daran schuld sei, wenn die Konzerte hier noch stets einen streng konservativen Charakter trügen. Freilich sei die Musik andererseits das einzige künstlerische Interesse, welches dieser konventionellen Strenggläubigkeit übrig geblieben. Ins Theater die Töchter des Hauses zu schicken, war verpönt! Dafür sei jedoch erst kürzlich ein Konzertsaal gebaut worden, wie er zweckentsprechender, prächtiger in ganz Deutschland nicht zu finden. Aber nur 'Klassische Musik' käme darin zu Gehör. . . . 'Doch warum sprechen wir von etwas, das wir (er lächelt zu Köselitz hinüber) doch nicht ändern können. Erzählen Sie uns lieber von der bildenden Kunst. . . . Was macht Burckhardt auf Sie für einen Eindruck?' — Im Urteile über Musik und ihre Pflege im damaligen Basel überschaute Niehsche seinen Musikjünger dank dem ihm eigenen weltmännischen Zuge, während Köselitz entweder schwieg oder dann eine eigene Meinung aussprach. Auch andere Leute hat Peter Gast in Basel durch sein feckes Absprechen über die einheimische Architektur und Musikalität verblüfft, wobei die Betreffenden freilich manchmal zweifelten, ob es ihm damit wirklich ernst war und er sie nicht vielmehr auf schalkhafte Weise prüfen wollte. Sein Auftreten und seine Erscheinung weckten ungeteilte Sympathie. In seinen Augen lag eine träumerische Lebenskraft; er besaß eine etwas unbehilfliche aber sehr anziehende Art, zu grüßen; die Ausatmung, die dabei erfolgte, hatte etwas gesund Derbes. Niehsche war durchaus nicht der einzige, der damals an Peter Gast geglaubt hat. Und gerade deshalb ist es als eine weitere unter den mancherlei merkwürdigen Fügungen in Niehsches Leben zu betrachten, daß er damals diesen feinfühligsten und hochintelligenten Jüngling dauernd an sich zu fesseln vermochte. Frau Förster-Niehsche nennt (Biographie II, S. 239) „mit Rührung und Dankbarkeit den Namen Peter Gasts“.

des einzigen persönlichen Jüngers meines Bruders, der ihm in seiner schlimmsten Vereinsamung in treuer Verehrung zur Seite gestanden hat und auf den steilsten Pfaden der Erkenntnis mit wärmster Begeisterung gefolgt ist“.

Wie bisher Baron Gersdorff an schreiberischer Handreichung ab und zu Dienste geleistet hatte, kam fortan Köselitz für diesen dem Augenkranken unentbehrlichen Beistand auf. — Zuerst schrieb er die vierte Unzeitgemäße ins Reine. Professor Schieß fand den Zustand von Niehsches Sehkraft noch schlimmer als früher und erklärte die Notwendigkeit, sich nach einem ständigen Schreiber umzusehen. Die Aufopferung des jungen Musikers mußte um so willkommener sein, als er über eine prachtvolle Handschrift verfügte. Als Lohn für seine Hingabe wurde ihm freilich auch das Glück zu teil, von nun an als ebenbürtiges Mitglied diesem geistvollen Kreise angehören zu dürfen. Die Freunde taten ihr möglichstes, um sich für ihn noch in den Besitz vakanter Patronatscheine zu setzen und ihm so den Besuch der ersten Bayreuther Spiele zu ermöglichen. Nachdem schon mit Rohde korrespondiert worden war, schreibt Gersdorff an Overbeck die Zusage: „Wollen Sie dem trefflichen jungen Manne dies mitteilen. Was die Wohnung betrifft, so sagen Sie, bitte, Herrn Köselitz, daß es sich ganz von selbst verstände, daß er in dem von mir gemieteten zweiten Zimmer als mein Gast wohnen könne und daß ich ihn bäte, das ohne Scheu anzunehmen. Was ich neuestens über Bayreuth weiß, entstammt der lithographierten Korrespondenz, welche allerhand gute Dinge in ziemlich trivialen Worten erzählt und sich besonders mit der Maschinerie befaßt. Überhaupt dürfte es sich empfehlen, wenn die Zeitungskorrespondenten Techniker vom Fach wären, sich mehr um die Gasflammen, Dampfmaschinen, Kondensatoren, kurz um den ganzen Brantischen Zauberapparat und gar nicht um das Dramatische und Musikalische kümmern. Dann würde weniger Unsinn geschrieben.“

Für Gersdorffs joviale Liebenswürdigkeit spricht auch die Aufmerksamkeit, die er sich zu Overbecks Hochzeit ausgedacht hatte, nach seiner eigenen Beschreibung „ein buntes Hochzeitsfinferlitzchen, dessen Urheber Sie unschwer erraten werden. Möchte es Ihnen als ein kleines Monumentum amicitiae (hoffentlich steuerfrei und unversehr) so freundlich entgegenlachen, wie mir die Erinnerungen und die guten ernst-heiteren Tage und Stunden, die ich mit Ihnen in Basel und Bayreuth verlebte, und die in dilettanten-

Gast mit Niehsches Freunden in Bayreuth

Ein Freundschafts-
Angebinde

hafter Form und Farbe allegorisch angedeutet auf dem Rande des Tellerchens gepinselt zu sehen sind. Sie werden in harmlosen Anspielungen verstehen, die jede Lunette in bezug auf den Namen enthält, dessen Anfangsbuchstaben schwarz auf gelb in den Tafelchen verzeichnet sind. Das Ganze ist der Kreis Ihrer Freunde, links der Zwillingbruder im Kampf mit dem Weltdrachen, der geflügelte Engelskopf als Sinnbild der Idee für Wagner, für mich Henne und Fruchtschalen (ins Gemeine übersetzt Leutnant der Landwehr und Landwirt), Romundt als Unkenphilosoph und in den beiden Bestien noch deutlicher in seiner verzweifelter Stimmung illustriert und Rohde mit einem Semperischen Bildchen als klassischer Philologe verzeichnet. Treitschke durfte nicht fehlen, wenn er uns auch fremd ist. Ich fand kein anderes Symbol als den freilich heraldisch unrichtig gefärbten Reichsadler, der sich zwar ein wenig fremdartig unter so unpolitischen Dingen ausnimmt, aber in der Farbe wenigstens zu dem ihm gegenüberstehenden Symbol der Liebe paßt.“ Nietzsche gratuliert Gersdorff zum Overbeck'schen Kunstwerk, „an dem ich eine Freude gehabt habe, wie ich sie mir kaum zutraute. Durch Geist, Witz und Zartheit des Gedankens hast Du alles, was Overbeck sonst bekommen hat, aus dem Felde geschlagen, davon bin ich überzeugt. Es ist eine ganz vornehme Schenkung, eine Art Adelsdiplom der Freundschaft.“ (Briefe I, S. 381.)

Nietzsches letzter
Aufenthalt in
Bayreuth

Unterdessen ging den Freunden Numero IV zu. „Endlich einmal wieder ein Festtag!“ quittiert Gersdorff den Empfang. „Wie ein Verschmachtender stürzte ich den ganzen Trank dieser ergreifenden Weiherede auf einmal herunter. Es wird einem wohl und wehe dabei zumute. Auf Wiedersehen in Valhalla! Und daß keiner fehle!“ Inwiefern die anbrechenden Festtage den Teilnehmern des Nietzsche'schen Kreises Erfüllung und wie weit Enttäuschung brachten, findet man im 15. Kapitel der Biographie anschaulich geschildert. Als an ein schönes Beispiel, wie Nietzsche unliebsame Situationen erst scheinbar willenlos erduldet und dann aber plötzlich mit einem kühnen Freiheitsimpulse durchbrach, soll hier nur an seinen zehntägigen Abstecher in den Böhmerwald mitten aus der Bayreuther Verpflichtung heraus erinnert sein. Dort in den Wäldern von Klingenbrunn schrieb er die „Pflugschar“ auf, das erste Behältnis seines innern Umschlages, die Keimschrift, aus der um Jahre später „Menschliches, Allzumenschliches“ hervorgegangen ist. Als er, mit der gesteigerten Empfind-

lichkeit des Produktiven, in die geräuschvolle Umgebung zurückkehrte, fing er mit dem mißtrauischen Eifer des noch nicht als solchen erkannten Neuerers und Abtrünnigen seine eigenen Anhänger auf die Stichhaltigkeit ihrer Treue zu sichten an. Einen der ihm ergebenen Musiker nahm er in ein peinliches Verhör und überhäufte ihn mit unleidlichen Vorwürfen. „Sie sind flug“, so etwa beschuldigte er ihn, „offenbar sehr flug, und besonders scheint Ihnen das Bestreben eigen zu sein, andere Menschen unversehens zu Brücken für Ihre Zwecke zu machen. Wenn Sie dabei Glück haben, beweist das noch gar nicht das Gegentheil. Erinnern Sie sich bloß an die Eidechsen bei Chamfort — les lézards qui à ramper n'ont gagné que de perdre leur queue! In dieser Klugheit sind Sie denn auch so flug, eine Gesinnung zu haben und ehrlich zu sein und hängen denn auch mit solcher Gesinnung an der Sache Wagners, weil sie du jour ist. Sie werden niemals in den Kreis der näheren Freunde Wagners Einlaß erhalten, denn dieses Mißtrauen geht Ihnen überall nach. Eizt ist empört über Sie, desgleichen Hans von Bülow.“ — Der also Überraschte versuchte zunächst die mit untergelaufenen notorischen Mißverständnisse zu beseitigen; im übrigen hielt ihn die instinktive Rücksicht auf Nietsches Gesundheitszustand von einer persönlich heftigen Erwiderung ab. Er rief aber Zeugen auf und machte geltend, daß er niemals nach etwas anderem getrachtet habe als harmlos, das heißt: vor Noth und materieller Gefahr geschützt leben, um in solchem Leben seine höheren Fähigkeiten betätigen zu können, und nur die viel höhere und wohl auch nicht unheilige Angst, vielleicht ohne Betätigung seines Besseren und Besten durchs Leben gehen zu müssen, habe ihn bisweilen in Unruhe und Fieber versetzt, aber keineswegs die Sucht nach persönlichen Vorteilen. Darauf versetzte Nietsche, wer zu ihm halte, wisse sich frei auch von solchem äußeren, wenn auch berechtigten Ehrgeiz: „Wir wollen eigentlich nichts mehr, meine Stellung ist in bezug auf Ehre keine, die zum Neide verlockt.“ Das bezog sich darauf, daß der Musiker im Begriffe stand, sich an einem deutschen Fürstenhofe ein Hof- oder Kammerprädikat zu erspielen, um nicht im Kleinverdienst und Stundengehen zu ersticken. Er hielt das Nietsche entgegen: „Solange ich als Metier mein Instrument spielen muß, habe ich diesen Art Ehre durchaus nötig. Das ist nicht wahr, daß Ihre Stellung und die Ihres Freundes Overbeck nichts Neidliches hat. Ordentlicher Professor an einer Universität zu sein, ist in aller Augen,

Wagners Sache
„du jour“

auch in meinen, immerhin das höchste Lehramt, das eine Nation zu vergeben hat. Ein Universitätslehrer kann sich mit dem Gefühl trösten, daß er nützt und einem wirklichen Bedürfnis dient. Ich aber lebe in dem Gefühl, einer Lüge zu dienen, der modernen Lüge des Unterrichts an Dilettanten, wobei nach meiner Überzeugung für die Musik blutwenig herauskommt. Und darüber geht dann verlustig, was man Wahres und vielleicht Großes wirken könnte. Gerät man darüber in Angst und streckt seine Hände wähennd und tastend bald nach der, bald nach jener Himmelsgegend, da mag es auch wohl so aussehen, als lasse man die Richtung, die man einschlägt, nicht von der Magnetnadel, sondern von der Windfahne bestimmen. Soll ich nun statt eines Künstlers von Ruf bloß ein provinzieller Musiklehrer sein, so ist das für einen Mann wie ich bin, nicht auszuhalten, diese soziale Stellung ist zu scheußlich und untergeordnet.“ — Daraufhin zuckte Nießsche die Achseln: „In den Tagen von Bayreuth sollte man von Rechts wegen das private Saitenspiel zerschlagen. In dieser Zeit noch Virtuose!“ — „Zugegeben, ein parfümierter Salonheld!“ erwiderte der andere, „bei mir aber bitte ich nicht zu vergessen, daß ich Beethoven spielen kann, und der ist auch nach Bayreuth nicht überflüssig. So gehen Sie doch und raten Wilhelmi, er solle seine Geige an den Nagel hängen, wenn er in Bayreuth seine Stimme brav und schön gestrichen hat. Ich habe der Sache Wagner gar nicht in dem Sinne treu zu sein, wie man einer Sache treu bleibt, der man einmal beigetreten ist; ich bin völlig von innen heraus und mit natürlicher Notwendigkeit in diese Sache hineingewachsen, und wenn ich dem Zwange unterlegen bin, in letzter Zeit mich dafür nicht rühren zu können, so müßte ich doch alles, was ich von Natur bin, auf den Kopf stellen können, um ihr fremd oder untreu zu werden.“ — — — Dieses übrigens vorübergehende Zerwürfniß Nießsches mit einem seiner Verehrer war hier zu erzählen, weil es zweierlei lehrreiche Einblicke in seinen Charakter eröffnet. Er konnte zweifellos zu weit gehen und sich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen. Aber sein Irrtum war von einer höchst merkwürdigen Art, eine Sünde der vollendeten Vornehmheit. Im Augenblick, wo er innerlich Wagner den Rücken kehrt, ereifert er sich gegen einen seiner Freunde aus dem Argwohn heraus, jener werde Wagner untreu werden. Wo der Plebejer unwillkürlich sich über den Bundesgenossen des eigenen Abfalls gefreut hätte, wacht Nießsches Seele noch mit eifersüchtiger

Treue an Wagners Thür, durch die ihn sein Verstand und seine ehrliche Erkenntnis bereits über die Schwelle hinausgeführt hatte.

Noch mehr als aus der Gelegenheitschrift „Richard Wagner in Bayreuth“ kommt Niebsches Respekt und Verständnis für Wagner an den Tag in den nachgelassenen „Gedanken über Richard Wagner, Musik und Bayreuth“ aus den Jahren 1874—1878. Alle Kritik an Wagners Stil und Tendenz lassen Niebsche doch nicht blind sein an Wagners Größe, die ihm besonders im rhythmischen Sinn zu liegen schien. (Taschenausgabe Bd. 4, S. 432): „Die Anlage jedes Wagnerschen Dramas ist von einer Einfachheit, die noch größer ist als die der antiken Tragödie; und dabei ist die dramatische Spannung die höchste. Dies liegt in der Wirkung der großen Formen, ihrer Gegensätze, ihrer einfachen Bindungen, das ist das Antike an dem Bau dieser Dramen. Die Spannung beruht auf den Höhenverhältnissen der Leidenschaften, niemals auf dem Effekt des neuen und überraschenden Schauspiels. Ich wünschte mir den Grad von rhythmischer Augenbegabung, um über das ganze Nibelungenwerk in gleicher Weise hinschauen zu können, wie es in einzelnen Werken mir mitunter gelingt.“ Der Rückschlag in Niebsche gegen Wagner machte sich, ohne diese Anerkennung der künstlerisch konstruktiven Vorzüge in Abrede zu stellen, vor allem auf psychologischem Gebiete geltend, und da nun die ungeheure Enttäuschung: „Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christentum völlig verleidet werden.“ (Nachlaß 1878, S. 31.) War somit Niebsche an Wagners Kunst schließlich gescheitert, um für sich selbst frei und weise zu werden, so bleibt auch an diesem Abfall bewundernswürdig die Art, wie er damals und bis zuletzt gerecht zu bleiben sich bemühte und dies zu sein bei aller Strenge oft inmitten der Leidenschaft fertig brachte. „Mir ist sehr lieb,“ sagte er zum Freiherrn von Seydlitz am 17. Juni 1878, als dieser ihm von einem Besuche in Wahnfried berichtete, „mir ist sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagner Gutes und Freundliches erweist: denn ich bin immer weniger imstande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Dies tut mir wehe genug. . . Wüßte er übrigens was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde — was ich bekanntlich nicht bin. Ich beziehe mich dabei auf meine

Niebsches Gerech-
tigkeit gegen Wag-
ner

Ansichten über Moral und Kunst, die das Härteste sind, was mir der Wahrheitsinn bis jetzt abgerungen hat."

Kelnerlei, „Bruch“
mit Wagner

Zu einem äußeren Bruch mit Wagner kam es damals nicht. Vielmehr bewegten sich für die nächste Zukunft die Pläne in gleicher Richtung; beide hatten einen Winteraufenthalt in Süd-Italien ins Auge gefaßt, und es war mit der Möglichkeit zu rechnen, an einem schönen ruhigen Orte einen ungestörten Austausch vor sich zu haben. Wagner schrieb an Nietzsche zu Anfang des Festsommers (Biographie II, S. 238): „Ist dieser Unsinn vorüber, so gedenke ich mich ellenlang auszustrecken, vermutlich in Italien, wo ich mich mit Weib und Kind auf einem amerikanischen Marsche zu wälzen beschloßen habe.“ Und Nietzsche schreibt an Gersdorff genau zur selben Zeit (26. Mai 1876, Briefe I, S. 236): „Daß ich vorhabe vom Oktober an auf ein Jahr nach Italien zu gehen, einer Einladung der besten Freundin der Welt, Fräulein von Meyßenbug, folgend. Noch habe ich nicht die definitive Erlaubnis der Behörden dazu, aber sie wird mir wahrscheinlich zu teil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke!“ — Schon um die Osterzeit hatte er sich gegen Rohde enthusiastisch über Fräulein von Meyßenbug geäußert (Briefe II, S. 519): „Kennst Du Longfellows Gedicht ‚Excelsior‘? Und hast Du die eben erschienenen drei Bände ‚Memoiren einer Idealistin‘ gelesen? Ich bitte Dich sehr darum, es zu tun. Es ist das Leben unserer herrlichen Freundin Fräulein von Meyßenbug, ein Spiegel für jeden tüchtigen Menschen, in den man ebenso beschämt als ermutigt blickt: ich las lange Zeit nichts, was mich so innerlich umdrehte und der Gesundheit näher brachte. Wir haben ja Verschiedenes diesen Winter zu tragen gehabt, aber was mir so wohlthat, wird auch Dir wohlthun, bei aller Verschiedenheit der Naturen und der Leiden. Overbeck hat es seiner Braut vorgelesen: nach jeder Sitzung, erzählte er, seien sie in neue Begeisterung und Ergriffenheit ausgebrochen. Es ist etwas von der höchsten caritas darin.“

Der Winter in
Sorrent

So kam es zu dem Winter in Sorrent. Der eine der Begleiter war Rée. Er schrieb an Overbeck von seinem väterlichen Gute Stibbe bei Tütz in Westpreußen am 21. Juni 1876: „Lieber Herr Professor! Sie müssen mir erlauben, Sie durch einen Brief zu inkommodieren, obgleich wohl Kunst und Leben sie gerade in die-

ser Zeit aufs höchste beschäftigen mögen, — die Kunst durch die Proben in Bayreuth, und das Leben durch ihre bevorstehende Verheirathung. Ich will also kurz sein. Schon vor ziemlich langer Zeit schrieb ich an Nietzsche, und da er bis heute nicht geantwortet hat, so fürchte ich, daß er krank sein möchte, oder, wie ich hoffe, durch Bayreuth beschäftigt. Bitte, haben Sie die Güte, mir mitzuteilen, wie es bei Ihnen steht. Ich selbst rücke mit meiner Arbeit nur langsam vor; der Teufel mag wissen, was schließlich daraus wird!“ Diese Anfrage an Overbeck war wohl der erste Anstoß zur Übereinkunft für den Sorrentiner Winter. Nietzsches anderer Gefährte wurde ein blutjunger Student der Rechte, Albert Brenner aus Basel, „ein sehr fähiger und früh gereifter (weil früh leidender) Schüler“, wie ihn Nietzsche schon das Jahr zuvor nannte. (Briefe I, S. 341.) Dessen Privatbriefe bilden eine wertvolle Quelle für jene Zeit.

Es geht aus diesen spontanen Zeugnissen hervor, daß Nietzsche seinen Traum von einem klösterlichen Zusammenleben, wenn auch nur ein halbes Jahr lang, verwirklicht sah. Von dieser Zeit an hat er einen Rang- und Gradunterschied gemacht zwischen philosophischen und sozusagen profanen Geistern; von dieser Zeit an datiert auch bei ihm der Ansatz zu einer neuen Kastenordnung, die, selber noch weit entfernt von dem Kontrast zwischen Herren- und Sklavenmoral, doch schon zwischen Zwangsarbeit und Freiarbeit unterschied und dem sozialistischen Begriff des idealen Arbeiters den individualistischen des idealen Müßiggängers entgegenstellte. (Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 282—291.) Es beweist gar nichts gegen das vollkommene Gelingen der Tage in Sorrent, wenn Nietzsches Schwester nun hinterher einschränkende und bedauernde Äußerungen über jene Zeit aus seinem Munde bekannt gibt (Briefe III, S. 528—533). Es liegt hier eine der wenigen festen Erfahrungen in Nietzsches Leben vor, die nicht gleichbedeutend war mit einer Enttäuschung und gescheiterten Hoffnung. Wohl war für ihn selbst ein Erlebnis, das ihm gestattet hätte wunschlos zu sein, durch die Intensität seiner darüber hinausstürmenden Empfindung alsbald ausgelaugt, um, soviel Mark daran war, in Erkenntnistoff umgesetzt zu werden; Nietzsche kam es da auf die eine oder andere Undankbarkeit nicht an, da er ja nie sich zufriedengeben durfte, unendlich und grenzenlos wie sein Sinn gerichtet war. Aber er, den das Gefühl der Einsamkeit später beinahe oder vielleicht auch mehr als nur

Eine Nichtent-
täuschung in
Nietzsches Leben

beinahe umbrachte, hat doch die Möglichkeit einer „Vereinigung freier Geister“ einmal ausprobieren können — eine Seltenheit, wenn man bedenkt, wie wenig sonst das Leben seine weltfremden Pläne bestätigte.

Albert Brenner über den Winter in Sorrent
1876/1877

Mitteilungen aus Briefen an seine Familie²²

Genua, Freitag abends, 20. Oktober 1876

Meine Lieben!

Reise über
Genua, Livorno
und Neapel



Heute um vier Uhr bin ich müde hier angekommen, habe aber dennoch ein bißchen herumspaziert in den abendlichen italiänischen Gassen und durch sie mein Heimweh gemildert. Von Turin aus fuhr ich mit einer liebenswürdigen jungen Bürgerfamilie aus Genua, und mit zwei edlen jungen Soldaten. Ich bin froh, gleich solche gute Italiänerseelen getroffen zu haben.

Ich traf also Nietzsche in Genf im Hotel de la Poste. Abends 9 Uhr reisten wir weg: Rée kam nicht mit. Er reiste erst diesen Morgen fort und kommt hierher nachts zwölf.

Morgen werden wir per Schiff nach Neapel, wenn die See nicht gar zu hoch geht.

Heute morgen (Samstag)

Gestern war ich so müde, daß es nicht mehr mit Schreiben ging. . . . Heute werden wir wohl wegreisen, wenn Nietzsche nicht noch zu sehr Kopfweh hat. . . .

Postkarte mit Poststempel von Livorno, 24. Okt. 1876:

Nur in Eile. Bin in Livorno mit Schiff gelandet; fahren weiter nach Neapel. Schwerer Kopf und müde vom Schaukeln.

Neapel, 26. Okt. 1876

Meine Lieben!

Von Livorno habe ich eine Karte in aller Eile mit Bleistift geschrieben. Ob sie wohl angekommen ist? Die Seefahrt von Genua bis Neapel lief prachtvoll und billig ab. Denkt Euch, nur 45 Frs. 2. Kl. von Genua—Neapel, sehr gutes Essen mit einbegriffen. Am letzten Tage war etwas Sturm. Einer und eine nach den andern